

„Kraftvoll und
bewegend.
Ich habe es
geliebt.“

**Edmund
de Waal**

—

„Zutiefst
berührend ...
teils Biografie,
teils packende
Spurensuche...
faszinierend.“

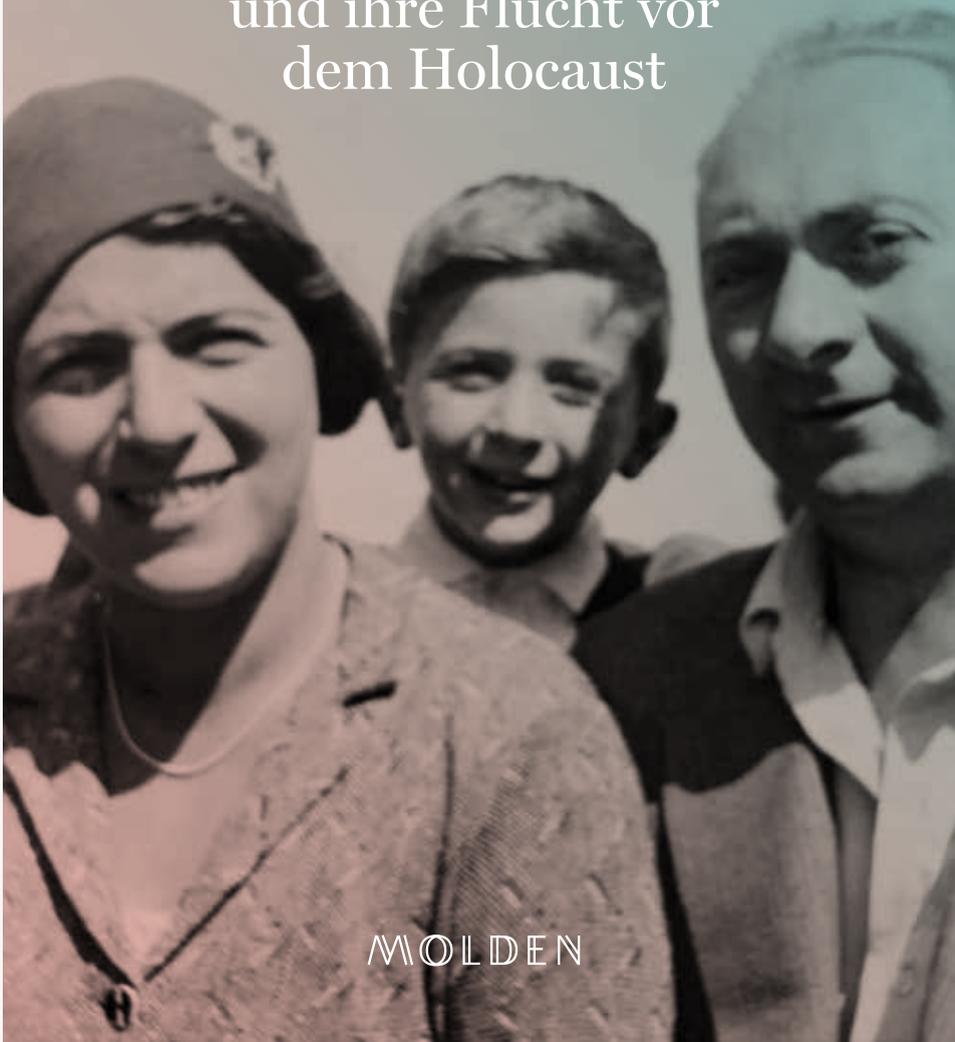
**Philippe
Sands**

Julian Borger

Suche liebvollen Menschen

Mein Vater, sieben Kinder
und ihre Flucht vor
dem Holocaust

I Seek a kind person who will educate my intelligent
Boy, aged 11, Viennese of good family. Borger,
5/12 Hinterstrasse, Vienna 3.



MOLDEN

Julian Borger

Suche liebевollen Menschen

Mein Vater, sieben Kinder
und ihre Flucht
vor dem Holocaust

Aus dem Englischen
von Hainer Kober

MOLDEN

Inhalt

*Für unsere Mutter, die uns zusammenhielt,
als alles auseinanderbrach.*

Die Personen	4
Einleitung	12
1 Die unerzählte Geschichte von Leo, Erna und Bobby Borger	28
2 George und die unstillbare Sehnsucht nach Wien	48
3 Gertrude und Eichmanns Klaviere	64
4 Fluchtwege: Alice und der Westbahnhof	84
5 Bobby und George im Exil	100
6 Siegfried, Paula und die Ankunft in Großbritannien	116
7 Rettung und Gefangenschaft	136
8 Letzter Ausweg Shanghai	150
9 Fred und der Weg nach Auschwitz	172
10 Widerstand und Tante Malci	206
11 George und die Rückkehr nach Wien	234
12 Lisbeth und der Wille zu leben	258
Epilog	288
Danksagung	295
Anmerkungen	299
Bildnachweis	303

Die Personen

Die Borgers

Robert „Bobby“ Borger, Vater des Verfassers, im Inserat vom 3. August 1938 „als intelligenter Elfjähriger aus guter Wiener Familie“ bezeichnet.

Leo Borger, Roberts Vater, besaß in Wien ein Geschäft für Radioapparate und Musikinstrumente. Der überzeugte Sozialdemokrat hatte im Ersten Weltkrieg für Kaiser und Vaterland gekämpft und hoffte nun, sein Kriegsdienst werde seine Familie beschützen.

Erna Borger, „Omi“, geborene Barbak, war Roberts Mutter und führte im Geschäft die Bücher. Die Familie ihres Vaters war aus Galizien, der heutigen Westukraine, nach Wien gezogen.

Malvine Schickler, „Malci“, geborene Borger, Roberts Tante, war eine überzeugte Kommunistin, die sich vom jüdischen Glauben und dem Familiengeschäft losgesagt hatte, um einen Parteigenossen aus Galizien zu heiraten und sich seiner beiden kleinen Kinder anzunehmen.

Mordehaj Schickler, „Motti“, Malcis Stiefsohn, Roberts Cousin. Er war noch ein Säugling, als seine Mutter in eine psychiatrische Anstalt eingeliefert wurde und sich sein Vater wiederverheiratete. Wie seine Eltern wurde er ein linientreuer Kommunist. Als Jugendlicher nahm er den Familiennamen seiner Mutter an – Sorger.

Valerie Borger, „Vally“, geborene Kohn, Leos zweite, ebenfalls aus Wien geflohene Frau und Roberts Stiefmutter, deren Mutter und erster Mann im Holocaust ermordet wurden.

Die Kinder in den Annoncen

George Mandler, geborener Georg, der Sohn eines erfolgreichen Lederhändlers in Wien. Er wohnte einen guten Kilometer von Robert Borger entfernt und wurde am 28. Juli 1938 in dem Inserat als vierzehnjähriger „Gymnasiast ... mit Englischkenntnissen“ beschrieben.

Gertrude Batscha, „Gerti“, war vierzehn, als es am 29. Juli 1938 in dem Inserat von ihr hieß, sie sei die einzige Tochter eines jüdischen Kaufmanns, „gut erzogen und in allen Haushaltsdingen bewandert“. Später in Israel wurde sie zu Yehudith Segal.

Alice Hess, die vierzehnjährige Tochter von Josefine und Béla Hess, die eine Druckerei in Wien betrieben. Ihr Inserat stand direkt unter demjenigen von Robert Borger und beschrieb sie als „gut erzogen, Jüdin: sehr kinderlieb: kennt sich in Näh- und Haushaltsarbeiten aus“. Ihr späterer Ehepartner lautete Schoen.

Siegfried und Paula Neumanns Vater war bereits in Dachau ermordet worden, als der sechzehnjährige Siegfried am 10. Oktober 1938 ein Inserat für sich selbst aufgab, in dem er versicherte, er wäre überglücklich, wenn er „eine Stelle als Lehrling oder Au-pair“ bekäme. Die gemeinsame Geschichte schilderte seine Schwester Paula in einem handschriftlichen Erinnerungsbericht.

Gertrude Langer war vierzehn, als ihre Anzeige am 3. August 1938 unter den Annoncen von Robert Borger and Alice Hess mit der Frage erschien: „Gibt es einen Wohltäter, der bereit ist, ein hochbegabtes Mädchen ... als Pflegekind aufzunehmen?“ Ihr Vater Karl war ein Wiener Rechtsanwalt, der seine Nachbarn vor den Nazis verbarg, aber ablehnte, sich selbst zu verstecken.

Fred Schwarz, geborener Manfred, Sohn eines anderen Rechtsanwalts, wurde am 3. September 1938 in einem Inserat als ein „gesunder, bescheidener Wiener Bub“ von fünfzehn Jahren beschrieben. Von seinem älteren Bruder Frits war keine Rede in der Annonce, doch letztlich entschied die enge Beziehung der Jungen über ihr Schicksal.

Lisbeth Weiss, „Lis“, das einzige Kind von Wilhelm und Rudolfine, die das elfjährige Mädchen in der Annonce vom 27. August 1938 als „intelligent und förderungswürdig“ bezeichneten und versprachen, „später nachzukommen“ und für ihre Ausbildung aufzukommen.

Tuition

FERVENT prayer in great distress.—Who would give a Home to a grammar school scholar aged 13: healthy, clever, very musical, F. B. W., 106/29 Wd. Hauptstrasse, Vienna 5.

I Seek a kind person who will educate my intelligent Boy, aged 11, Viennese of good family. Borger, 5/12 Hintzerstrasse, Vienna 3.

I Look for an au pair for my Girl, aged 14, well educated, Jewess: very fond of children: good sewing, household help. Hess, 126 Gudrunstrasse, Vienna 10.

TWO very modest Sisters, aged 14 and 17, Jews, half orphans, well trained, pray to be accepted as foster children in a very good house. Mannheim, 77 Obere Donaustrasse, Vienna 2.

Wanted, immed., Conversation with educated French lady: pay or exchange. P 160, "M/c Guardian."

WILL a Philanthropist take a much-gifted Girl, 14 years old, daughter of an Austrian Jewish lawyer, as foster-child? Kindly write to Dr. Karl Langer, 14 Praterstrasse, Vienna 2.

Die Originale der Inserate, die für meinen Vater und andere Wiener Kinder am 3. August 1938 im *Manchester Guardian* veröffentlicht wurden.

Ich habe das Gefühl, als kämpfte eine Hälfte von mir gegen die andere
in dem Wunsch zu vergessen, statt zu erinnern, und mir wird klar,
dass das wohl schon mein ganzes Leben lang so geht.

Yehudith Segal (geborene Gertrude Batscha)



Mein Vater Robert Berger, 1966.



Einleitung

Am 15. September 1983 hatte ich einen Zahnarzttermin. Schon seit Kindertagen ging die ganze Familie zu diesem Arzt, um sich die Zähne behandeln zu lassen. Aus Gründen, die mir entfallen sind, war der Mann davon überzeugt, man müsse Betäubungsmittel nach Möglichkeit vermeiden. Einige ungefähre Augenblicke dieses Donnerstagmorgens sind mir im Gedächtnis geblieben: der Heimweg in unserer Hauptstraße, das abnehmende Licht des frühen Herbstes, das hoffnungsvolle Lebensgefühl und die Gewissheit, dass ich niemals wieder zu diesem Zahnarzt gehen müsse. Als ich nach Hause kam und die Tür öffnete, war die Welt zum letzten Mal in Ordnung.

Mum saß am Küchentisch und blickte mich an, als sei sie entsetzt, dass ich nach Hause gekommen war. „Er weiß es noch nicht“, sagte sie, und es dauerte einen Augenblick, bis ich merkte, dass sie nicht mit mir sprach. Sie sprach über mich. Ich war der, der noch nicht Bescheid wusste. In diesem Augenblick bemerkte ich den Schatten einer Polizeiuniform im Hintergrund.

Der Polizist war sehr jung und schien angesichts der verzweifelten Frau nicht zu wissen, wie er sich verhalten sollte. Der Besuch bei uns müsse einer seiner ersten Einsätze gewesen sein, sagte Mum Jahre später, als sie sich an diese qualvolle Situation erinnerte. Er war nicht annähernd alt genug für seine Aufgabe: dieser Frau mitzuteilen, dass Robert Borger, ihr Ehemann und Vater ihrer vier Kinder, an diesem Tag tot aufgefunden worden war.

In einem trostlosen Zimmer, fern von zu Hause, hatte sich unser Dad das Leben mit Whisky und Schmerzmitteln genommen. Erst kürzlich habe ich die so banal klingenden Einzelheiten herausgefunden. Er hatte die Tabletten im Schlafzimmer meiner Großmutter gestohlen. Annie McCulloch, eine winzige Frau, die Buttertoffees, Ingwerwein und die Queen liebte, hatte fast mein ganzes Leben lang bei uns gewohnt und war drei Monate zuvor an Atemwegsbeschwerden gestorben, die sie sich durch mäßiges Rauchen und die Vorliebe für Kohlenfeuer zugezogen hatte. Er muss in ihr Zimmer gegangen sein, nachdem ihr Leichnam fortgebracht worden war, und ihre verschreibungspflichtigen Tabletten an sich genommen haben. Sie hießen Distalgescic, der Markenname für ein Kombinationspräparat. Es war an so vielen Suiziden beteiligt, dass man es zwanzig Jahre, nachdem mein Vater so effektiv davon Gebrauch gemacht hatte, vom Markt nahm.

Ungefähr eine Woche wurde er vermisst, bis sein Leichnam gefunden wurde. Wyn, unsere Mum, hatte ihm eröffnet, sie könne sein Verhalten nicht länger ertragen: seine Launen, das morgendliche Gejammer und die unleugbare Tatsache, dass er ein Verhältnis mit einer anderen Frau hatte, obwohl er immer wieder versprach, es zu beenden. Mum hatte gesagt, sie habe genug. Er fragte, ob das ihr letztes Wort sei. Sie bejahte – und er ging aus dem Haus.

Einige Stunden später rief sie mich, meine ältere Schwester Charlotte und die beiden jüngeren Brüder Hugo und Bias (unsere Abkürzung für Tobias) in die Küche, um mit uns zu überlegen, wo er sein könnte.

Vermutlich maßen wir der Aufgabe nicht die nötige Dringlichkeit bei, aber wir wussten auch nicht, was sie wusste: Zehn Jahre zuvor war er schon einmal verschwunden und hatte an einem eisigen Weihnachtsmorgen aus einer Telefonzelle nahe Uxbridge angerufen, um mitzuteilen, dass er eine Überdosis genommen habe. Sie alarmierte den Notruf, aber es war nicht leicht, einen Krankenwagen zu bekommen, da die medizinischen Hilfskräfte streikten.

Wyn ließ uns zu Hause bei Grandma zurück und machte sich auf die Suche. Schließlich spürte sie ihn in einem Krankenhaus auf. Sie brachte ihn nach Hause, trug das Weihnachtssessen auf und führte uns am nächsten Tag zu einem Spaziergang mit Freunden in den Park. Über den Zwischenfall wurde kein Wort mehr verloren.

Dieses Mal gab es keinen Anruf aus einer Telefonzelle, und sie hatte Mühe, ihre wachsende Panik vor uns zu verbergen. Meine Schwester Charlotte und ich erhielten den Auftrag, Bekannte anzurufen und sie zu fragen, ob sie unseren Vater zufällig gesehen hatten. Wir saßen am Küchentisch und überlegten verzweifelt, welche Möglichkeiten es noch gab. Doch trotz der Spur, die er gelegt hatte, kam keiner von uns auf die richtige Antwort.

Einige Monate zuvor hatte er mir mitgeteilt, dass er Mitglied im National Liberal Club, einem konservativen Privatclub in Whitehall, geworden war. Eine Ankündigung, auf die wir mit Erstaunen und Spott reagierten. Er nahm unsere Mum mit, um ihr seine neue politische Heimat zu zeigen, aber sie fand das alles nur trostlos und spießig. Es schien eine absurd großspurige und überflüssige Entscheidung zu sein. Zwar konnten Mitglieder in den Zimmern für annehmbare Preise übernachten, aber mein Vater wohnte doch in London, was hatte das also für einen Sinn?

Die Aufnahmegebühr konnten wir uns kaum leisten. Ich fand es gleichermaßen witzig und befremdend, ohne wirklich zu begreifen, wie traurig es eigentlich war. In der Rückschau betrachtet, gehörte der Schritt wahrscheinlich zur Vorbereitung seines Suizids. Zweifellos fand er, dass es sich gut anhörte, wenn es hieß: „Er starb in seinem Club.“ Zu einem Zeitpunkt, als er sich höchst bedeutungslos fühlte, versuchte er, als „ein Mann von Bedeutung“ abzutreten.

Nachdem er an der Brunel University in London mehr als zwei Jahrzehnte Psychologie gelehrt hatte, sah es so aus, als würde er den Lehrstuhl übernehmen und Professor werden, eine Position, die ihm wohl vorherbestimmt schien, als er, noch keine zwanzig, sein Umfeld mit seinen frühen akademischen Leistungen verblüffte. Doch im letzten Augenblick wurde er übergangen, und die Brunel entschied sich für einen jüngeren Kollegen von einer anderen Universität, der populärwissenschaftliche Bücher geschrieben hatte und häufig im Fernsehen auftrat.

Mein Vater hatte mir erzählt, er werfe sich vor, den Namen dieses Mannes einem Mitglied der Universitätsverwaltung gegenüber erwähnt zu haben, und frage sich nun, ob man, wenn er den Mund gehalten hätte, den Außenseiter ebenfalls aufgefordert hätte, sich zu bewerben. Er versank in Düsternis.

Damals war ich zweiundzwanzig. Ich hatte die Universität verlassen und arbeitete während des Sommers auf einem Abenteuerspielplatz. An einem sonnigen Tag tauchte er unangekündigt auf, setzte sich an einen Picknicktisch und beobachtete die Kinder auf den Klettergerüsten. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, denn dieser methodische Mann war noch nie für Überraschungen gut gewesen. An so vielen Abenden war ich zu ihm ins Arbeitszimmer gekommen. Er hatte seine Arbeit zur Seite gelegt, um mit mir Schach zu spielen. Die Unterlage war ein behelfsmäßiges Pult, das er aus einer Platte Sperrholz und einem einzigen, mit einem Scharnier versehenen Metallarm gebastelt und auf der Armlehne seines Sessels befestigt hatte. Er war alles andere als gefühlsbetont, und unsere Bindung war gewissermaßen ein Spiegelbild dieser Spiele: der sorgfältigen Platzierung der Schachfiguren und den gelegentlichen Kommentaren über Sinn und Unsinn eines Zugs.

Als er an diesem Tag nach Fulham kam, erschien er mir geschrumpft. Eine Zeit lang saßen wir an einem Picknicktisch und unterhielten uns, aber es ging um nichts Weltbewegendes. Alle Fragen, die ich an ihn hatte, fielen mir erst viel später ein.

In seinem Abschiedsbrief an uns Kinder schrieb er, er sehe keinen anderen „erträglichen Ausweg“, und er sei sich sicher, wir wären auf lange Sicht besser mit einem toten Vater dran als mit einem „einsamen und deprimierten alten Mann“.

Das mit seiner sauberen, gleichmäßigen Handschrift bedeckte Papier verwahrte ich in einem Ordner für alte Dokumente, wo es jahrzehntelang ungeöffnet liegen blieb. Ich musste mich zwingen, es noch einmal zu lesen, um dieses Kapitel schreiben zu können.

„Erbärmlich zu sein, ist die größte Sünde“, schrieb er. Noch heute versetzt dieser Satz meinen Verstand in fieberhafte Tätigkeit, um all die Sünden aufzuzählen, die so viel schlimmer sind. Er fragte sich, ob er uns auf die falsche Arte geliebt und versucht habe, durch uns seine eigenen Defizite wettzumachen, womit er seine übertriebene Fixierung auf akademische Leistung meinte. „Davon abgesehen, gibt es keine Moral“, sagte er.

Er hat noch andere Briefumschläge hinterlassen, unter anderem einen an unsere Mutter gerichteten Abschiedsbrief, der bissig und voller Schuldzuweisungen war, außerdem Kontoauszüge, die unsere prekäre finanzielle Situation belegten. Ersparnisse gab es nicht.

Einige wenige Umschläge waren an ihn adressiert, aber ungeöffnet geblieben. Darin fand meine Mum Bilder von einem kleinen blonden Jungen. Wir hatten einen Halbbruder. Er hieß Alex. Robert hatte jeden Umgang mit ihm verweigert und die Beziehung zu Alex' Mutter abgebrochen – der Frau, mit der er mehr als zehn Jahre eine Affäre gehabt hatte –, nachdem sie darauf bestanden hatte, das Kind zu bekommen. Es überrascht mich noch immer, dass meine Mutter auch weiterhin funktionierte. Sie rief uns zusammen und bestand darauf, dass wir uns mit Alex trafen, den, wie sie betonte, keine Schuld am Zusammenbruch unserer Welt träfe. Also holten wir ihn wenig später in der Wohnung seiner Mutter ab und gingen mit ihm in den Londoner Zoo. Er war ein selbstsicherer Vierjähriger mit einer klaren Vorstellung von dem, was er tun und welche Tiere er sehen wollte. Wir, seine vier Halbgeschwister, überließen uns bereitwillig seiner Führung, wanderten zwischen den Käfigen und Gehegen umher und starrten auf die Tiere, beklommen und erschlagen von der bloßen Fülle all der Dinge, die wir gerade entdeckt hatten.

Meine Brüder und Schwestern verbrachten die Wochen nach dem Tod unseres Dads mit dem aussichtslosen Versuch, Mum zu trösten und sie auf jede erdenkliche Weise abzulenken.

Ich erledigte in der Stadt die praktischen Dinge, auch ein wenig erleichtert, von zu Hause fortzukommen. Die bürokratischen Auswirkungen eines frühzeitigen Todes hielten mich auf Trab – es mussten Formulare ausgefüllt und Fragen beantwortet werden.

Neben Koffern voller Kleidung und Formalitäten im Club, galt es, dem Polizeipräsidium unser Auto zu entwinden und einen Leichnam zu identifizieren. Freiwillig nahm ich alle diese Aufgaben auf mich.

Das Westminster Public Mortuary in der Horseferry Road ist nur ein paar Schritte vom Houses of Parliament entfernt. Soweit ich mich erinnere, muss man einige Stufen hochsteigen, um in eine Art Galerie zu gelangen, in der sich ein langes, schmales Fenster befindet. Nachdem man sich vergewissert hatte, dass ich bereit sei, wurde ein Vorhang zurückgezogen, und da sah ich ihn keine drei Meter entfernt auf einer Bahre liegen, ganz

offenkundig er, aber gleichzeitig völlig unkenntlich, nachdem alles Leben erloschen war.

Ich war wie betäubt, aber später dachte ich, dass ich im Vergleich zu meinen Geschwistern das bessere Los gezogen hatte. Es ist wichtig, die Toten noch ein letztes Mal zu sehen, bevor sie für immer verschwinden.

Als Nächstes musste ich seinen Koffer vom Liberal Club abholen, wo ich die Haushälterin traf, die ihn gefunden hatte. Sie war eine kleine Frau mit einem spanischen oder portugiesischen Akzent. Als sie mit mir in einem altertümlichen Holzfahrrstuhl in das Stockwerk fuhr, in dem er gestorben war, fing sie zu weinen an. Bemüht, ihr irgendetwas zu sagen, konnte ich nur um Verzeihung bitten.

Als schwierigste Aufgabe erwiesen sich die Anrufe bei Angehörigen und Freunden, um ihnen die Nachricht mitzuteilen. Meine Schwester und ich hatten je eigene Listen. Ich sehe das Blatt Papier mit den hingekritzelteten Namen noch genau vor mir auf dem blauen Deckchen neben dem Telefon. Bei jedem Anruf hatte ich Angst, die Leute würden mich fragen, was meinen Vater dazu veranlasst hatte, uns alle im Stich zu lassen, aber keiner tat es.

Der Anruf, den ich bis zuletzt aufsparte, war das Gespräch mit Nancy Bingley, die wir nur als Nans kannten, die walisische Pflegemutter, die meinen Vater von dem Augenblick an, da er als jüdischer Flüchtling aus Nazi-Österreich zu ihr gekommen war, auf seinem Weg vom Jungen zum Mann begleitet hatte. Sie war eine freundliche, stille, großmütterliche Erscheinung in unserem Leben gewesen.

Nans meldete sich am Telefon – und ich haspelte meinen vorbereiteten Text herunter. Am anderen Ende der Leitung hörte ich einen tiefen Atemzug und nach einer langen Pause Nans' feste Stimme: „Robert war das letzte Opfer der Nazis. Zum Schluss haben sie ihn doch noch gekriegt.“

Im ersten Augenblick, nachdem diese Worte im Plastikhörer verklungen waren, vermochte ich nichts zu sagen. Sie hatte sie mit jener resignierten Überzeugung vorgebracht, mit der man Selbstverständlichkeiten festhält. Aber wir schrieben das Jahr 1983, fünfundvierzig Jahre waren seit der Flucht meines Vaters aus Wien vergangen. Wir hatten alle angenommen, ihn hätten unmittelbare Sorgen bedrückt, ein Gefühl von Unordnung, Versagen und Enttäuschung. In seinem kurzen Abschiedsbrief war von Hitler und den Nazis keine Rede gewesen. Vielmehr schien ihn zu beschäftigen, welche Erzählung wir, seine Kinder, nach seinem Tod

glauben würden: seine oder die unserer Mutter. Uns war das gleich. Wir wussten noch nicht einmal, dass es mehrere Erzählungen gab, und ganz gewiss wollten wir sie nicht hören.

Nans hingegen überblickte einen viel größeren Abschnitt des Lebens, das gerade zu Ende gegangen war. Als sie unseren Vater kennengelernt hatte, war er ein verschreckter Flüchtling von elf Jahren, der gerade in Großbritannien eingetroffen war, und sie hatte den verängstigten Jungen, der sich zusammengekrümmt in dem älter werdenden Mann verbarg, nie aus dem Blick verloren.

Mitte der 1950er-Jahre, als Robert meine Mum kennenlernte – sie waren beide junge Lehrer –, war dieser Junge schon längst verdrängt. Robert sprach nicht über seine Kindheit, genauso wenig wie seine Eltern, Leo und Erna. Wyn lernte, nicht einmal Fragen zu stellen.

Für die beiden war er Bobby, was ich irgendwie anstößig fand. Wir kannten ihn nur als Robert, und es wäre uns unerträglich plump erschienen, diesen ernsthaften, schwermütigen Mann mit einem derartig flapsigen Spitznamen anzureden. Offenbar waren uns eine Menge Dinge unbekannt, die meinen Vater betrafen, und dieses Gefühl, mit einem Fremden zusammengelebt zu haben, nahm in den Monaten nach seinem Tod noch zu.

Ich hatte keine Möglichkeit, in Erfahrung zu bringen, ob Nans mit ihrer instinktiven Reaktion recht hatte. Als wir aufwuchsen, kannten wir die Geschichte unseres Vaters nur in groben Zügen: Mit elf Jahren war er aus Wien geflohen, sieben Monate nachdem Hitler den „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich vollzogen hatte; Erna hatte ein Visum als Dienstmädchen ergattert und konnte ihn im Zug und auf der Fähre nach England begleiten, durfte aber nicht in Großbritannien mit ihm leben; Leo war später, im März 1939, entkommen und fand schon bald eine Anstellung als Fabrikarbeiter in Shrewsbury. Obwohl es seinen Eltern gelungen war, sich in Sicherheit zu bringen, erlaubten ihnen die Bedingungen ihrer Visa nicht, mit Robert zusammenzuleben, deshalb nahmen Nans und ihr Mann Reg Bingley den Jungen während des Krieges bei sich im walisischen Caernarfon auf.

Abgesehen von dieser dürren Zusammenfassung blieb alles im Dunkeln. Es gab eine Handvoll Einzelheiten, denen zu entnehmen war, was geschehen war, aber nicht, wie es sich zugetragen und angefühlt

hatte. Weder er noch meine Großeltern sprachen – von gelegentlichen beiläufigen Bemerkungen abgesehen – über ihre Wiener Vergangenheit. Meine vergeblichen Bemühungen, mehr in Erfahrung zu bringen, wurden freundlich abgewürgt und alles Ungesagte unter einer weichen Decke des Verschweigens verborgen. Und dann hatte unser Vater jede weitere Möglichkeit von Gesprächen an dem Tag abgebrochen, als er für immer aus dem Haus ging.

Allmählich setzte ein Prozess der Versteinerung ein, der den Suizid von einem Gefühl in ein Faktum verwandelte, das mit der Zeit etwas überdeckt, aber immer noch hart und scharfkantig war. Etwa sechs Jahre nach seinem Tod wurde ich von meinem damaligen Chef, einem BBC-Redakteur, der sich gerne mit seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe brüstete, auf dem falschen Fuß erwischt, als er mich vor meinen Kollegen nach meinen Eltern fragte. Verwirrt, sah ich mich außerstande, die Wahrheit zu sagen. Ich hätte die Frage abschmettern und mein Recht auf Privatsphäre geltend machen können, doch stattdessen erfand ich eine wilde Geschichte über einen Raubmord. Dadurch verband ich die Scham und den Kummer über einen Verlust, den ich in mir eingeschlossen hatte, ohne ihn zu verstehen, mit der Furcht, als Lügner entlarvt zu werden.

Hinzu kam noch, dass ich das, was Nans mir erzählt hatte, die ruhige Gewissheit, mit der sie den Grund für den Tod meines Vaters ansprach, einfach beiseiteschob, ohne mich damit auseinanderzusetzen, so wie man ein geerbtes Buch ungelesen ins Bücherregal stellt.

Dabei wäre es zweifellos geblieben, hätte nicht eine zufällige Korrespondenz eine Reihe Entdeckungen ausgelöst, nicht nur über meinen Vater und seine Familie, sondern auch über viele andere Kinder, die zur gleichen Zeit aus Wien flohen.

Im Dezember 2020 schrieb ich eine Geschichte über die flächendeckende Abschiebung westafrikanischer Asylbewerber, vor allem Kameruner, die in den letzten Monaten von Donald Trumps Amtszeit einsetzte. Ich begann mit der emeritierten Juraprofessorin Ruth Hargrove zu korrespondieren, die versuchte, die Abschiebung einiger Kameruner zu verhindern, die mit einiger Wahrscheinlichkeit in den Tod inmitten eines brutalen Bürgerkriegs geschickt wurden.

Am 28. Dezember schrieb mir Ruth: „Wir erleben gerade erneut das gleiche Trauma. Meinem Vater gelang die Flucht aus Wien im Jahr 1938,

kurz nachdem die Gestapo begonnen hatte, zu wüten. Die Familie meiner Mutter entkam 1906 den Pogromen von Odessa ... Die Wunden meiner Eltern sind nie verheilt.“

Ich antwortete sofort und verwies auf die Übereinstimmung der Erfahrungen unserer Väter, woraufhin wir eine Reihe von E-Mails austauschten, in denen teils von den Erlebnissen unserer Familien unter den Nazis und teils von dem neuesten Stand der Angelegenheiten ihrer afrikanischen Klientinnen und Klienten die Rede war.

Ruth schickte mir einen kurzen, nachdenklichen Essay über das Schicksal von Juden und Kamerunern, in dem sie den Holocaust-Forscher Yehuda Bauer zu Wort kommen ließ, der vorgeschlagen hatte, die ursprünglichen Zehn Gebote auf Moses' Tafeln um drei weitere zu ergänzen: „Du sollst kein Täter sein, du sollst kein Opfer sein und niemals, unter keinen Umständen, ein Zuschauer.“

Irgendwann während meiner Korrespondenz mit Ruth wurde ich an etwas erinnert, das mir meine Mutter vor langer Zeit erzählt hatte; es ging um Leo und Erna, die mittels eines Inserats im *Manchester Guardian*, dem Vorläufer des *Guardian*, heimlich ein neues Zuhause für ihren Sohn gesucht hatten, um ihn aus dem von Nazis beherrschten Wien herauszubekommen.

Eigentlich wollte ich mich damit beschäftigen, hatte es dann aber aufgeschoben, weil ich dachte, es würde mich Tage im Archiv des *Guardian* kosten oder sich, schlimmer noch, als Ente erweisen. Als dann die Jahre vergingen, hatte ich nicht mehr daran gedacht.

„Was ist mit dem *Manchester Guardian*?“, antwortete Ruth, nachdem ich es erwähnt hatte. „Auf diese Weise ist mein Großvater entkommen.“

Ihr Großvater, Oskar Fritsch, hatte in der Gesellschaftsrubrik die Verlobungsanzeige der Tochter eines britischen Parlamentsmitglieds gelesen und erfahren, dass dieser Abgeordnete Feuerwehr-Utensilien sammelte. So fuhr Oskar ungeachtet der Nazi-Patrouillen quer und durch Wien, sammelte Ausrüstungsstücke der Feuerwehr und schickte sie nach England, angehängt ein Briefchen, in dem er dem Sinn nach schrieb: „Herzlichen Glückwunsch zur Verlobung Ihrer Tochter. Wäre es Ihnen möglich, meinen Sohn zu retten?“ Ich antwortete ihr mit einer Kurzversion meiner Familiengeschichte und ihrem unglücklichen Ende.

„Es tut mir so leid um Ihren Vater. Die Menschen denken, ihre Eltern seien ungeschoren davongekommen, nur weil ihnen die Flucht gelungen ist“, schrieb Ruth. „Mein Vater hat sich nie erholt von dem, was er durchgemacht hat. Die Diagnose bekamen wir erst, als er in den Achtzigern war und sich einbildete, Ungeziefer auf der Küchenanrichte zu sehen. Mit der Alzheimer-Diagnose erfuhr er auch, dass er unter einer Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) leide.“

Ihr achtundachtzigjähriger Vater Peter Fritsch durchlebte in seinem verwirrten Zustand noch einmal den „Anschluss“, wobei er wieder in das Deutsche verfiel, das er seit vierundsiebzig Jahren nicht gesprochen hatte, und Ruth bat, „ihn vor den Deutschen zu retten, die ihn holen kamen“.

Kurz darauf starb er.

„The PTBS-Diagnose gab der unberechenbaren Gewalt meiner Kindheit endlich einen Namen“, schrieb sie. „Hitlers Geschenk wirkt noch immer.“

Verblüfft sah ich, wie sehr dieser Bericht der Einschätzung ähnelte, die Nans zwanzig Jahre zuvor über meinen Vater abgegeben hatte; die Botschaft war die gleiche: Oft ist Gewalt nur der Anfang. Zur wahren Geschichte des Krieges gehören auch die Jahre und Jahrzehnte danach, all die Tage, die die traumatisierten und trauernden Überlebenden überstehen müssen, um ihr Leid an die nächste Generation weiterzugeben.

Am 29. Dezember schrieb ich Richard Nelsson, dem Archivar des *Guardian*, in einer E-Mail, was ich aus unserer „Familienüberlieferung“ und Ruths Bericht über die Rolle des *Manchester Guardian* erfahren hatte, und meinte, dass sich daraus vielleicht eine Story ergeben könnte. Bereits am folgenden Tag antwortete Richard: Er habe etwas im Archiv gefunden, eine Zeitungsanzeige vom August 1938. „Könnte es das sein?“, fragte er. Seine E-Mail hatte einen Anhang.

Ich öffnete ihn auf dem Parkplatz eines Supermarkts im Norden von Virginia. Der Einkauf war im Kofferraum und ich im Begriff, nach Hause zu fahren, schaute aber vorher aufs Handy, um mich zu vergewissern, dass ich in der Redaktion nicht gebraucht wurde. Es war ein Zeitungsausschnitt aus dem *Manchester Guardian* vom 3. August 1938, ein Block von sechs kurzen Annoncen unter der Überschrift „Tuition“ (Nachhilfe), in dem etwas ungleichmäßigen und fleckigen Druck der Zeit. Auf der Annonce in der Mitte entdeckte ich unseren Namen.

„Suche liebevollen Menschen, der meinen intelligenten Jungen unterrichtet, 11 Jahre alt, Wiener aus guter Familie. Borger, 5/12 Hintzerstraße, Wien 3.“

Auf Leos Dokument erkannte ich die letzte Wiener Adresse meiner Familie. Es gab keinen Zweifel daran, dass es sich bei dem „intelligenten Jungen“ um unseren Vater handelte und dass meine Großeltern die Annonce aufgegeben hatten. Ich war überrascht, wie heftig die Gefühle waren, die auch nach so langer Zeit in diesen Worten zum Ausdruck kamen – ein Vater und eine Mutter, die verzweifelt bemüht waren, ihr einziges Kind zu retten, indem sie seine Vorzüge in einer fremden Sprache priesen. Ich fragte mich, wie ich wohl meinen Sohn, ebenfalls ein Einzelkind, beschrieb. Welche Worte würde ich wohl wählen, wenn alles, was ich liebte, von ihnen abhinge? Und wenn ich die richtigen Worte fände und Fremde ihn aufnahmen, würde ich ihn dann jemals wiedersehen?

Wäre ich nicht mit Ruth in Kontakt gekommen, oder hätte sie nicht ihren Vater erwähnt, wäre mir nie eingefallen, Richard gegenüber die Anzeige zu erwähnen. Die ganze Ereignisfolge war so flüchtig und zufällig wie ein Windstoß, der ein lange vergessenes Artefakt freilegt.

In gewisser Weise war das unsere Entstehungsgeschichte und hatte sicherlich damit zu tun, dass ich jetzt hier war – dreiundachtzig Jahre später in Virginia, USA, und für dieselbe Zeitung arbeitete. Schließlich war ich in einem Haushalt aufgewachsen, in dem der *Guardian* täglich präsent und hochgeschätzt war. Es war kein Wunder.

Ein Blick in den alten Zeitungsausschnitt zeigte, dass unsere Familiengeschichte eine von vielen war. An dem Tag, als mein Vater in der Anzeige erschien, standen in der „Tuition“-Rubrik sechs Kinder, deren Leben gerettet werden mussten.

„INBRÜNSTIGES Gebet aus großer Not“, hieß es in der ersten Annonce. „Wer würde einem Gymnasiasten von 13 Jahren: gesund, intelligent, sehr musikalisch, ein Zuhause bieten?“ Die Eltern, die das Inserat aufgegeben hatten, bezeichneten sich mit den Initialen FBW, wohnhaft in der Wiedner Hauptstraße im fünften Wiener Bezirk.¹

Manche Substantive in den Inseraten begannen mit Großbuchstaben, wie in der deutschen Rechtschreibung üblich. Offenbar hatten Menschen, die mit dem Englischen nicht sehr vertraut waren, die Annoncen mithilfe von Wörterbüchern formuliert.

„Es tut mir so leid um Ihren Vater. Die Menschen denken, ihre Eltern seien ungeschoren davongekommen, nur weil ihnen die Flucht gelungen ist“, schrieb Ruth. „Mein Vater hat sich nie erholt von dem, was er durchgemacht hat. Die Diagnose bekamen wir erst, als er in den Achtzigern war und sich einbildete, Ungeziefer auf der Küchenanrichte zu sehen. Mit der Alzheimer-Diagnose erfuhr er auch, dass er unter einer Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) leide.“

Ihr achtundachtzigjähriger Vater Peter Fritsch durchlebte in seinem verwirrten Zustand noch einmal den „Anschluss“, wobei er wieder in das Deutsche verfiel, das er seit vierundsiebzig Jahren nicht gesprochen hatte, und Ruth bat, „ihn vor den Deutschen zu retten, die ihn holen kamen“.

Kurz darauf starb er.

„The PTBS-Diagnose gab der unberechenbaren Gewalt meiner Kindheit endlich einen Namen“, schrieb sie. „Hitlers Geschenk wirkt noch immer.“

Verblüfft sah ich, wie sehr dieser Bericht der Einschätzung ähnelte, die Nans zwanzig Jahre zuvor über meinen Vater abgegeben hatte; die Botschaft war die gleiche: Oft ist Gewalt nur der Anfang. Zur wahren Geschichte des Krieges gehören auch die Jahre und Jahrzehnte danach, all die Tage, die die traumatisierten und trauernden Überlebenden überstehen müssen, um ihr Leid an die nächste Generation weiterzugeben.

Am 29. Dezember schrieb ich Richard Nelsson, dem Archivar des *Guardian*, in einer E-Mail, was ich aus unserer „Familienüberlieferung“ und Ruths Bericht über die Rolle des *Manchester Guardian* erfahren hatte, und meinte, dass sich daraus vielleicht eine Story ergeben könnte. Bereits am folgenden Tag antwortete Richard: Er habe etwas im Archiv gefunden, eine Zeitungsanzeige vom August 1938. „Könnte es das sein?“, fragte er. Seine E-Mail hatte einen Anhang.

Ich öffnete ihn auf dem Parkplatz eines Supermarkts im Norden von Virginia. Der Einkauf war im Kofferraum und ich im Begriff, nach Hause zu fahren, schaute aber vorher aufs Handy, um mich zu vergewissern, dass ich in der Redaktion nicht gebraucht wurde. Es war ein Zeitungsausschnitt aus dem *Manchester Guardian* vom 3. August 1938, ein Block von sechs kurzen Annoncen unter der Überschrift „Tuition“ (Nachhilfe), in dem etwas ungleichmäßigen und fleckigen Druck der Zeit. Auf der Annonce in der Mitte entdeckte ich unseren Namen.

„Suche liebevollen Menschen, der meinen intelligenten Jungen unterrichtet, 11 Jahre alt, Wiener aus guter Familie. Borger, 5/12 Hintzerstraße, Wien 3.“

Auf Leos Dokument erkannte ich die letzte Wiener Adresse meiner Familie. Es gab keinen Zweifel daran, dass es sich bei dem „intelligenten Jungen“ um unseren Vater handelte und dass meine Großeltern die Annonce aufgegeben hatten. Ich war überrascht, wie heftig die Gefühle waren, die auch nach so langer Zeit in diesen Worten zum Ausdruck kamen – ein Vater und eine Mutter, die verzweifelt bemüht waren, ihr einziges Kind zu retten, indem sie seine Vorzüge in einer fremden Sprache priesen. Ich fragte mich, wie ich wohl meinen Sohn, ebenfalls ein Einzelkind, beschrieb. Welche Worte würde ich wohl wählen, wenn alles, was ich liebte, von ihnen abhinge? Und wenn ich die richtigen Worte fände und Fremde ihn aufnahmen, würde ich ihn dann jemals wiedersehen?

Wäre ich nicht mit Ruth in Kontakt gekommen, oder hätte sie nicht ihren Vater erwähnt, wäre mir nie eingefallen, Richard gegenüber die Anzeige zu erwähnen. Die ganze Ereignisfolge war so flüchtig und zufällig wie ein Windstoß, der ein lange vergessenes Artefakt freilegt.

In gewisser Weise war das unsere Entstehungsgeschichte und hatte sicherlich damit zu tun, dass ich jetzt hier war – dreiundachtzig Jahre später in Virginia, USA, und für dieselbe Zeitung arbeitete. Schließlich war ich in einem Haushalt aufgewachsen, in dem der *Guardian* täglich präsent und hochgeschätzt war. Es war kein Wunder.

Ein Blick in den alten Zeitungsausschnitt zeigte, dass unsere Familiengeschichte eine von vielen war. An dem Tag, als mein Vater in der Anzeige erschien, standen in der „Tuition“-Rubrik sechs Kinder, deren Leben gerettet werden mussten.

„INBRÜNSTIGES Gebet aus großer Not“, hieß es in der ersten Annonce. „Wer würde einem Gymnasiasten von 13 Jahren: gesund, intelligent, sehr musikalisch, ein Zuhause bieten?“ Die Eltern, die das Inserat aufgegeben hatten, bezeichneten sich mit den Initialen FBW, wohnhaft in der Wiedner Hauptstraße im fünften Wiener Bezirk.¹

Manche Substantive in den Inseraten begannen mit Großbuchstaben, wie in der deutschen Rechtschreibung üblich. Offenbar hatten Menschen, die mit dem Englischen nicht sehr vertraut waren, die Annoncen mithilfe von Wörterbüchern formuliert.

In der Anzeige unter der meines Vaters hieß es: „Suche nach einer Au-pair-Stelle für meine Tochter, 14 Jahre, gut erzogen, Jüdin: kennt sich in Näh- und Haushaltsarbeiten aus.“ Als Familienname war Hess angegeben, aus der Gudrunstraße im zehnten Bezirk.

Darunter hatte jemand namens Manheim aus dem zweiten Bezirk geschrieben: „Zwei sehr bescheidene Schwestern im Alter von 14 und 17, Jüdinnen, Halbweisen, gut erzogen, wünschen sich verzweifelt, als Pflegekinder aufgenommen zu werden.“

Neben diesen Hilferufen aus dem Nazireich hatte eine „gebildete französische Dame“ eine Annonce geschaltet, in der sie Konversationsstunden „gegen Bezahlung oder Tausch“ anbot. Darunter die letzte Anzeige für ein Wiener Kind, die Tochter eines Dr. Langer: „Gibt es einen Wohltäter, der bereit ist, ein hochbegabtes Mädchen, 14 Jahre alt, Tochter eines jüdisch-österreichischen Rechtsanwalts, als Pflegekind aufzunehmen?“

Das waren nur die Annoncen aus einer einzigen Ausgabe. Auf den Seiten des *Manchester Guardian* wurden solche Anzeigen für eine sehr große Zahl jüdischer Kinder aus Wien aufgegeben. Als ich, beginnend mit dem 12. März 1938, dem Tag des „Anschlusses“, das Archiv durchsah, war offensichtlich, wie die Panik in den Rubriken „Nachhilfe“ und „Stellengesuche“ unaufhaltsam anstieg.

Ursprünglich bezogen sich die Erwähnungen von „Wien“ nur auf Tourismus und Oper, doch am 10. März bot sich eine Wiener Frau namens Erna Ball als Haushälterin an; vierzehn Tage später gab Julie Klein eine Annonce auf, in der sie sich als „kultivierte Wiener Dame, jüdisch, angenehme Erscheinung, blond, 35“ beschrieb.

In einer Anzeige vom 7. Juni erschien das erste Kind: Gertrude Mandl, ein „junges Wiener Mädchen ... Nicht-Arierin“, die „eine Stellung als Haushälterin sucht“. Sie war das erste einer ganzen Fluchtwelle von Kindern, die im August, September und Oktober einen Höhepunkt erreichte, bevor sie im November wieder abebbte, als Großbritannien mit den sogenannten Kindertransporten begann. Diese organisierten Massentransporte unbegleiteter Minderjähriger aus Wien, Prag und Berlin brachten in den Monaten vor Kriegsausbruch etwa zehntausend jüdische Kinder nach Großbritannien.

Doch vor den Kindertransporten gehörten Zeitungen zu den ganz wenigen Möglichkeiten, die jüdischen Eltern zur Verfügung standen, um

ihre Söhne und Töchter aus dem von den Nazis beherrschten Österreich hinauszubringen. Insgesamt wurde im *Manchester Guardian* für achtzig Kinder geworben, fast alle aus Wien, wobei ihre Vorzüge in aller Kürze beschrieben wurden, um dem begrenzten Platz für einen Shilling pro Zeile Rechnung zu tragen. Sie waren in denselben Straßen zur selben Zeit aufgewachsen. Was ist aus ihnen allen geworden? Ist es ihnen gelungen zu überleben oder blieben die Hilfsappelle ihrer Eltern unbeachtet?

Ich beschloss, ihrer Spur nachzugehen. Nachdem ich auf ihre Namen gestoßen war, erschien es mir undenkbar, nichts zu unternehmen, um etwas über ihr Schicksal zu erfahren. Falls es zu spät war, sie selbst aufzuspüren, so mussten sich zumindest ihre Kinder finden lassen, die vermutlich meiner Altersgruppe angehörten. Gleichzeitig fühlte ich mich verpflichtet, den verwischten Spuren meines Vaters zu folgen, die wir so lange übersehen hatten.

Ich wusste nicht genau, wohin mich die Suche führen würde, und war häufig überrascht von den Geschichten, die sich hinter diesen Drei-Zeilen-Annoncen verbargen. Die Spur führte von dem nicht sehr ergiebigen Archiv in Wien in das Shanghaier Getto; zu einem mutmaßlichen bolschewistischen Spion, der in den 1920er-Jahren aus Frankreich deportiert wurde und dann auf ungeklärte Weise verschwand; einer geheimen österreichischen Zelle in der französischen Résistance und einer Fehleinschätzung, die zu ihrer Vernichtung durch die Gestapo führte; einer Einheit des militärischen US-Nachrichtendienstes, die Reste der SS durch die deutschen Wälder jagte und auf ein Versteck mit Nazi-Geld stieß; einer fantastischen jüdischen Fußballmannschaft, die die weltbesten Teams schlug, bevor sie im Holocaust aus den Seiten der Sportgeschichte gelöscht wurde; einer erstaunlichen Geschichte über Liebe und Überleben, die durch Theresienstadt, Auschwitz-Birkenau und das Chaos der letzten Kriegstage führte. Den Schluss bildete ein Video-Call nach New York, in dem ich einer überlebenden Zeugin die Fragen stellen konnte, die ich meinem Dad hätte stellen sollen.

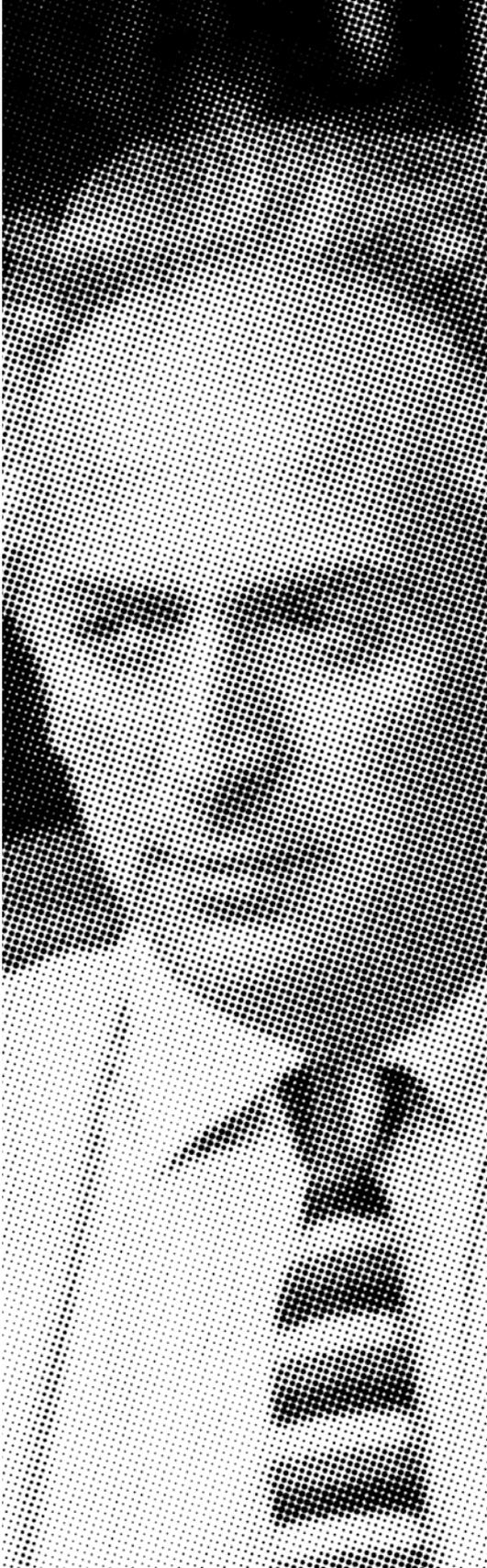
Bei der Entdeckungsreise in die Vergangenheit meiner Familie war es, als ließe ich ein Video rückwärts laufen, das sich von Generation zu Generation beschleunigte. Aus Farbe wurde Schwarzweiß, aus Städten Dörfern, aus modernen Straßen holprige Sandwege, ich sah jüngere Versionen von Männern und Frauen, die ich nur in ihren letzten Jahren erlebt hatte, und andere Vorfahren, die ich nie kennengelernt hatte, die fremde Sprachen

sprachen und rätselhafte Leben führten, alle in seliger Unwissenheit der Schrecken, die sich rasend schnell näherten.

Hilary Mantel hat einmal gesagt, Geschichte sei das, „was im Sieb zurückbleibt, wenn die Jahrhunderte hindurchgelaufen sind“², und genau dieses Empfinden hatte ich bei den Recherchen für dieses Buch. Monatlang durchkämmte ich Hinterlassenschaften und fragte mich, wie sie zusammenpassten, was sie mir über meine Familie mitteilen könnten, wie sie mich und meine Generation, die Kinder der Überlebenden, und unsere Weltsicht geprägt haben könnten. Sie waren schon lange tot, aber noch nicht gegangen. Hin und wieder erwachten sie für einen kurzen Moment wieder zum Leben, traten in der Blüte ihrer Jahre aus der Geschichte heraus, einige als Helden, andere als Opfer, aber alle in einer Weise verwandelt, die für mich vollkommen überraschend war.



Bobby Borger nach seiner Ankunft in England, 1938.



Epilog

Der Zentralfriedhof in Wien nimmt eine riesige Fläche im Südosten der Stadt ein und ist ein wahrhaft prächtiger Ort, um begraben zu werden. In seinem Mittelpunkt befinden sich die Ehrengräber, zu denen unter anderem die Ruhestätten von Beethoven, Brahms und Schubert gehören. In unmittelbarer Nachbarschaft steht die eleganteste Jugendstilkirche Wiens, die von einer grünen Kuppel überwölbte Friedhofskirche zum Heiligen Karl Borromäus.

Die beiden jüdischen Friedhöfe befinden sich an den beiden Enden dieser weitläufigen Nekropole und sind auffallend ungepflegt, was kaum wundert angesichts des krassen Missverhältnisses zwischen lebenden und toten Juden. Es sind nicht genügend Nachkommen übrig, um die Gräber ihrer Eltern, Großeltern und anderen Angehörigen zu pflegen. Der Ort wird von langen Gräsern und wildlebenden Tieren beherrscht.

In der ältesten Gruppe, in die man durch die erste der vier Pforten des Friedhofs gelangt, sind viele Grabsteine unleserlich geworden, weil sie entweder mit der Vorderseite voran auf die Erde gekippt sind oder weil die Elemente ihre Inschriften ausgelöscht haben.

Auf der Website der Israelitischen Kultusgemeinde fand ich die Koordinaten meiner Großonkel Emil und Eugen Borger sowie meiner Großtante Marianne Borger, die nicht erwachsen werden durften. Ihre Grabsteine sind von der Zeit längst blank gewaschen worden.

Ihre Eltern, meine Großeltern, Johann und Hermine, lagen in der neuen jüdischen Gruppe, die 1917 eingerichtet wurde, hinter dem vierten und letzten Friedhofstor. Ihre gemeinsame Grabstelle war leichter zu finden, da der Grabstein noch intakt ist. Darauf steht in hebräischen Buchstaben *Pe Nun*, die Kurzform für *po nikbar*, „hier liegt“, und dann „unsere geliebten“ in Deutsch über ihren Namen und Daten. Unten ist ein einziges Wort eingekerbt: „unvergessen“, ein Versprechen, das wir leider nicht gehalten haben.

Ich kratzte das Moos vom Grabstein ab, legte einen runden Stein darauf, entschuldigte mich stumm und versprach, dass wir es als Familie besser machen würden.

Meinen letzten Halt machte ich an Mordechaj Sorgers Grab. Auf dem kurzen Weg dorthin begegnete ich einem Rehkitz, das beim Äsen innehielt und mich nicht aus den Augen ließ, bis ich vorbeigegangen war. Ein paar Schritte weiter flatterte ein Fasanenhahn auf und verschwand zwischen zwei Steinen. Auf seinem Grabstein war er einfach Motti Sorger. Meine Großtante Malci war seit seinem ersten Lebensjahr seine Mutter gewesen, für sie war er immer Motti geblieben. Für die anderen Namen, die ihm als Tarnung gedient hatten – Martin und André Vandroux – hatte er keine Verwendung mehr.

Auf seinem weißen Grabstein lag eine dünne Schicht Tannennadeln und ein schwarzer Klumpen, den ich für eine Mischung aus Erde und Zweigen hielt. Als ich anfang, ihn abzutragen, sah ich, dass er aus kleinen Stücken Metall und Glas bestand, Überreste einer Laterne, die Malci anzündete, wenn sie ihn besuchte. Wie musste es gewesen sein, um einen Sohn zu trauern, der monatelang gefoltet worden war, bis sein Tod am Ende eine Erlösung war? Es sah aus, als habe sich niemand um das Grab gekümmert, seit Malci 1994 gestorben war.

Auf Mottis Grab gab es keine hebräischen Inschriften. Malci hätte nichts davon gehalten. Unter seinem Namen waren die Lebensdaten, die seine vierundzwanzigjährige Lebensspanne markierten, und ein einziger Satz: *Dein Opfer bleibt unvergessen*. Es wurde natürlich vergessen, jetzt aber wieder in Erinnerung gerufen. Besser spät als nie, hoffte ich.

Als ich zwischen den Gräbern entlangging, kam mir der breite baumgesäumte Hauptweg merkwürdig vertraut vor, obwohl ich noch nie dort gewesen war. Ich blieb stehen und schaute auf dem Handy nach. Da wurde mir klar: Der Weg ist die Kulisse für die Schlusszene im *Dritten Mann*. Harry Lime ist gerade auf dem Zentralfriedhof beige-setzt worden, Holly lehnt an einem Karren am Wegesrand und wartet auf die näher kommende Anna. Er hofft, sie werde ihm vergeben, dass er Harry verraten hat. Neunzig Sekunden verharrt die Kamera bewegungslos, während Anna langsam durch den laubbedeckten, von gestutzten Bäumen eingefassten Weg auf ihn zukommt. Wir warten auf ein Happy End, eine Art Versöhnung, doch Anna geht wortlos an ihm vorbei und aus dem Bild.

Unzählige Male habe ich mir die Szene angesehen und oft über sie nachgedacht, aber mir ist nie bewusst geworden, dass meine Vorfahren zu beiden Seiten dieser verlassenem Straße begraben waren, eine cineastische Metapher für Einsamkeit. Mir kam die unbewusste Sogwirkung dieser ganzen begrabenen, verleugneten Geschichte in den Sinn.

Als ich heranwuchs, dachte ich, meiner Familie sei es irgendwie auf wunderbare Weise gelungen, den Holocaust unbeschadet zu überstehen. Nichts hätte falscher sein können. Nur wurde über die, die zugrunde gegangen waren, wie Motti, nie gesprochen. Aus ihrem Leben wurde nie erzählt und ihre Bilder hingen nicht an unseren Wänden.

Omi, unsere Großmutter, hatte ihren Vater und ihre Schwester verloren, Markus und Marianne, unseren Großvater und unsere Großtante. Sie wurden Ende April 1942 im selben Zug deportiert, der sie nach Włodawa brachte, wo Polen, Weißrussland und die Ukraine zusammentreffen. Anschließend wurden sie nach Sobibór gebracht und starben dort wie eine weitere Viertelmillion Menschen in den Gaskammern.

Vally, unsere Stiefgroßmutter, verlor ihren ersten Ehemann Rudolf Klinger, der in Buchenwald ermordet wurde, und Malcis Ehemann, der geheimnisvolle Elias Schickler, verschwand einfach – wahrscheinlich

ebenfalls ermordet, entweder von den Nazis oder seinen eigenen Genossen in der Kommunistischen Partei.

Als Kinder bewegten wir uns unter Menschen, auf denen tagtäglich die Bürde unsagbarer Verluste lastete. Unsere Familie entdeckte etwas, was jeder Wiener Psychotherapeut ihr hätte sagen können: Solche Bürden werden schwerer und bedrückender, je mehr man sie zu ignorieren versucht.

Ich erinnerte mich an ein Zitat des amerikanischen Schriftstellers James Baldwin, das scheinbar unmotiviert auf dem Schaufenster eines New Yorker Supermarktes stand: „Nicht alles, dem man sich stellt, lässt sich verändern. Aber nichts lässt sich verändern, dem man sich nicht stellt.“ Ich fragte mich damals, wie jemand hoffen konnte, damit Kunden zum Kauf von Lebensmitteln zu bewegen, aber vielleicht ging es gar nicht darum. Ich musste auch an meinen Vater denken und wie verlassen er sich am Ende seines Lebens gefühlt haben mochte.

Bei all den Recherchen in Archiven und persönlichen Aufzeichnungen entdeckte ich nichts, was seine Entscheidung, uns zu verlassen, hätte erklären oder entschuldigen können, aber ich verstand doch bis zu einem gewissen Grad, mit wie viel Schmerz und Angst er gelebt hatte, etwas, was ich in all den Jahren nicht erkannt hatte, bevor ich begann, seinen verwischten Spuren zu folgen. Mir wurde klar, dass er, sobald er sich entschieden hatte, alles zu unterdrücken und seine Kindheit aus seiner persönlichen Geschichte zu löschen, entwurzelt wurde und vereinsamte. Ich dachte an all die Gespräche, die wir hätten führen können.

Trotzdem war ich froh, dass ich mich auf die Suche nach ihm gemacht hatte und dabei so weit gegangen war, wie man es von einem Sohn vernünftigerweise erwarten konnte.

Das veranlasste mich, unter die Oberfläche seines und all der anderen Inserate zu schauen und herauszufinden, was sich unter den drei oder vier Zeilen Text verbarg. Natürlich gab es auch Tragödien und Schrecken, aber in fast jeder Geschichte ging es auch um die Freude zu überleben und um das Leben, das dadurch möglich wurde, wie das meiner Brüder und Schwestern. Unsere kollektiven Erinnerungen an Holocaust und Krieg weisen, so düster sie auch erscheinen mögen, alle eine Spur Optimismus auf. Die Geschichten, die wir hören, werden von Überlebenden erzählt, daher haben sie alle eine Art Happy End, das sie wie eine Perle in ihrem

Inneren umschließen. Der Tod kann sie nicht erzählen, und so ist ihnen allen ein zaghafter Hoffnungsschimmer eigen. Vielleicht wären sie sonst unerträglich.

Natürlich sind die Erzählungen, die von Bobby und George handeln, von den beiden Gertrudes, von Alice, Siegfried und Paula, Manfred und Lisbeth, ausnahmslos bestimmt vom Wunder des Entkommens und allen seinen Möglichkeiten. Mir erschienen ihre Schicksale und die verschiedenen Wege, denen sie von Wien aus folgten, wie Garnfäden, die durch den Zufall eines Zeitungsinserats miteinander verzwirrt wurden und dann wie eine aufbrechende Blüte von strahlender Farbenvielfalt in alle Richtungen auseinanderliefen.

Liebe Leserin, lieber Leser,

hat Ihnen dieses Buch gefallen? Dann freuen wir uns über Ihre Empfehlung! Weil jede gute Geschichte davon lebt, weitergetragen zu werden.

Erzählen Sie in Ihrem Freundeskreis davon, in Ihrer Buchhandlung, oder bewerten Sie es online.

Wollen Sie weitere Informationen zum Thema? Möchten Sie mit dem Autor in Kontakt treten? Wir freuen uns auf Austausch und Anregung unter post@styriabooks.at

Inspiration, Geschenkideen und unseren Onlineshop finden Sie auf www.styriabooks.at

@📍/Styriabuchverlage

#sucheliebevollenmenschen

#iseekakindperson



Titel der englischsprachigen Originalausgabe:

I Seek a kind person. My Father, Seven Children and the Adverts that Helped Them Escape the Holocaust

© Julian Borger 2024

Erstveröffentlichung bei John Murray Press (Publisher), Hodder & Stoughton Limited, Hachette UK Limited, London 2024

Übersetzt aus dem Englischen von Hainer Kober

STYRIA
BUCHVERLAGE

© 2024 by Molden Verlag

in der Verlagsgruppe Styria GmbH & Co KG Wien – Graz

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe vorbehalten

ISBN 978-3-222-15131-6

Projektleitung: Stefan Schlögl

Mitarbeit: Kate Reiserer

Lektorat: Johannes Sachslehner, Stefan Schlögl

Korrektur: Joe Rabl

Coverdesign, Layout und Satz: Emanuel Mauthe, Thessa Schöneegger, Extraplan

Druck und Bindung: Florjančič, Maribor

Printed in the EU

7 6 5 4 3 2 1

Das eigene Kind in einer Zeitungsanzeige inserieren, um es vor dem sicheren Tod zu bewahren?

Vor dieser Schicksalsfrage stehen jüdische Familien in Wien kurz nach dem „Anschluss“ 1938. Eines dieser Kinder, das sich allein auf den Weg in die Fremde machen muss, ist Robert Borger, elf Jahre. Er wird nie wieder zurückkehren.

Jahrzehnte später stößt der Journalist Julian Borger durch Zufall auf die Kleinanzeige und entdeckt den Namen seines Vaters. Es ist der Beginn einer Recherche, die den Sohn mitten hineinführt in ein dunkles Familiengeheimnis – und der Anlass für ihn, den Spuren von sieben weiteren Wiener Kindern zu folgen.

Mitreißend erzählt, führen uns deren unglaubliche Geschichten ins kriegszerstörte Shanghai, in die Häuser walisischer Lehrerfamilien, an die Seite österreichischer Widerstandskämpferinnen und in die Arme holländischer Schmuggler.

*Es sind berührende Geschichten voller Hoffnung –
und über eine zutiefst menschliche Gabe:
die Hilfsbereitschaft von Fremden.*

